

Das Kind und seine Geschichten [Teil 3]

Autor(en): **Müller, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **47 (1942-1943)**

Heft 3

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-314495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Schweizerischer Lehrerinnenverein

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

Präsidentin: Emma Eichenberger, Morgentalstr. 21, Zürich 2

Schriftführerinnen: Marie Haegle, Paradiesstr. 56, Zürich,
und Gertrud Bernet, Klosbachstr. 73, Zürich

Kassierin: Emmy Leemann-Biber, Kürbergstr. 16, Zürich-
Höngg, Postcheck VIII 7630, Zürich

Stellenvermittlungsbureau: Frl. Bürki, St.-Alban-Vor-
stadt 40, Basel

Schweizerisches Lehrerinnenheim: Wildermettweg, Bern

Redaktion: Olga Meyer, Samariterstr. 28, Zürich
Tel. 4 54 43

Expedition und Inseratenannahme:

Buchdruckerei Bächler & Co., Bern, Tel. 2 77 33

Jahresabonnement: Fr. 5.50

Inserate: Einspaltige Millimeterzeile 16 Rp.

47. Jahrgang

Heft 3

5. November 1942

Das Kind und seine Geschichten

Elisabeth Müller, Hünibach

Gutes Erzählen

(Schluß)

Ein Sprichwort lautet: Wenn zwei dasselbe tun, so ist es eben nicht dasselbe. So kann man auch sagen: Wenn zwei die gleiche Geschichte erzählen, ist es nicht die gleiche Geschichte. Wir wissen alle: Es gibt ein gutes und ein mangelhaftes Erzählen und leiden ja wohl alle genug darunter, daß wir's eben nicht fertig bringen, so zu erzählen, wie wir glauben, daß erzählt werden müßte. Es bewegt uns die Frage: Kann man das überhaupt lernen? Wieweit kann man es sich aneignen, und wieweit ist es ein Geschenk, das einem in den Schoß gefallen ist? Es ist nicht so, daß vielseitig gebildete Menschen durchwegs gut, ungeschulte aber schlecht erzählen. Auf der ganzen Stufenleiter der « Bildung » gibt es interessante Erzähler und todlangweilige Marterer. Der « Gräubibär », ein versoffenes, altes Männlein, das gewiß weder lesen noch schreiben konnte, wußte kleine Begebenheiten so schmackhaft zu erzählen, daß wir Kinder nicht genug zuhören konnten. Allerdings mag uns dabei auch sein auserlesenes « vocabulaire », in dem Wörter stunden, die wir daheim nicht zu hören bekamen, einen Teil der Anziehungskraft ausgemacht haben. Aber ich kann doch nicht umhin, ihn zu vergleichen mit einem spätern Geschichtslehrer, der trotz seines vielen Wissens, das ihm den Dokortitel verlieh, uns mit seinen Geschichten derart langweilte, daß für uns « Geschichte » gleichviel hieß wie « Langeweile ». — Der Metzgerknecht, der im Dorfe meiner ersten Schultätigkeit Sonntagschule hielt, vermochte mit seinem offenbar sehr guten Erzählen der biblischen Geschichten meinen Neid zu wecken, denn ich konnte nicht konkurrieren. Unverblümt sagten die Kinder etwa: « Schweikhof-Fritz het is das viel schöner erzellt. » Woher kommt es? Gräubibär, Schweikhof-Fritz, ds Näiere-Lisebethli und mit ihnen so viele Männer und Frauen unseres Volkes erzählen in unbeschwerter Weise, wie es ihnen eben am meisten Freude macht, während wir « Schulmenschen » gar oft beschwert sind von Nebenabsichten. Wir wissen, warum wir erzählen, fragen uns, ob's die Kinder verstehen, ob sie das daraus lernen, was sie sollen. Es braucht einfach eine Portion Unverblümtheit, natürlichen, unverkünstelten Menschenverstand, Mutterwitz, und vor allem ein vollständiges Sichhingeben an das, was man erzählt. Der Brei darf nicht nur dem Rande nach « plöderle » — er muß durch und durch kochen.

Was den Erzähler inspiriert, ist die Aufmerksamkeit des Zuhörers. Gibt es etwas Schöneres, als das Erzählen vor einer Kinderschar. Das Kind gibt sich ganz dem Zuhören hin, während man beim Erwachsenen eher das stö-

rende Gefühl hat, ein Stück seiner Seele könne sich nicht frei machen zum Zuhören. Soll das Darbringen einer Geschichte gut gelingen, so ist es notwendig, daß Erzähler und Zuhörer eine Einheit bilden. Eine gerade Linie ohne Unterbruch. Der Erzähler muß instinktiv spüren, wie er erzählen muß, daß es in den Zuhörer hinein geht. Ich glaube, das sei etwas von dem, was man nicht lernen kann. Selbst das Studium der Psychologie kann einem kaum dazu verhelfen. Es gehört Mutter- und Vatersinn dazu, eine von Herzen diktierte Einstellung zum zuhörenden Menschen. Die Kunst, sich selber auf die Seite zu stellen, um ganz im Zuhörer drin zu leben. Erzählen darf nicht Selbstzweck sein. Bei Menschen, die herumziehen, um eigene und fremde Geschichten vorzutragen, wird man das störende Gefühl nicht so leicht los, daß diese Erzähler unter dem Banne stecken: Ich muß schön erzählen, ich muß Kunst anwenden. Das hindert mich, als Zuhörer, volle Freude zu empfinden. Es hat mir schon bei anerkannt besten Erzählern und Erzählerinnen den Genuß verdorben, und ich frage mich, ob nicht auch schon Kinder fähig sind, solches zu spüren, auch wenn sie diesen störenden Gefühlen keinen Ausdruck verleihen können. Je besser der Erzähler seine Person ausschalten kann zugunsten des Zuhörers, desto mehr packt er denselben. Man muß nicht « ergreifen » wollen, sondern selbst ergriffen sein. Man kann nicht künstlich allerlei Effekte erzielen wollen. Man rührt nicht dort, wo man hat rühren wollen, man bringt nicht dort Stimmen zum Jubeln, wo man sich das vorgenommen hat. Goethe sagt:

« Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor. » Freilich, dieses « Wenige an Kunst », das zu einem guten Erzählen beiträgt, müssen wir uns bewußt zu eigen machen. Wir wissen, worauf es ankommt: Modulation der Stimme, Stärke des Tones, wechselndes Tempo. Junge Lehrkräfte müssen sich meist fast gewaltsam ein langsames Erzählen angewöhnen, müssen es lernen, lauter oder leiser zu reden. Sie müssen sich auch in der Mundart eine deutliche und gute Aussprache aneignen. Es ist selbstverständlich, daß wir alle danach trachten sollen, unser Sprachgefühl durch gute Lektüre zu verfeinern, unsere Ausdrucksfähigkeit zu bereichern, unsern Wortschatz zu mehren. Es ist wichtig, daß wir uns allfällige Unarten, wie das Wiederholen von Redensarten, schlechte Körperhaltung, nervöses Spielen mit einem Gegenstand, sagen lassen und abgewöhnen. Es ist unrichtig, wenn wir meinen, wir müssen durch das Brauchen von unschönen, lokalen Ausdrücken, durch möglichstes Nachahmen der breitesten und urchigsten Dialektformen das Erzählte deutlich und kindertümlich populär erscheinen lassen. Das ist nicht unsere Aufgabe.

Bei allem guten Willen, durch Mienenspiel und Handbewegung, durch Stimmefekte und Ausdrucksformen unser Erzählen zum kindlichen Erlebnis zu gestalten, sei uns doch stets bewußt, daß wir alle diese Mittel in der Gewalt haben sollen. Ein vornehmes Maßhalten, auch besonders im Zeigen unserer Gefühle, eine gewisse Zurückhaltung und Sparsamkeit im Herausgeben unserer innersten Regungen sind nicht nur im Interesse des Erzähl-Erfolges wünschenswert, sondern wir sind sie aus erzieherischen und ästhetischen Gründen dem Kinde schuldig. Sei wie die kluge und säuberliche Bäuerin, die ein weißes Tüchlein über die Herrlichkeiten im « Zimiskorb » deckt, bevor sie ihn ihren hungrigen Leuten auf dem Felde bringt.

Es sollen, um der Vollständigkeit willen, nur noch einige Punkte mehr technischer Natur erwähnt werden. Auch wenn man eine Geschichte schon

ein paarmal gebraucht hat, sollte man sie vor dem Erzählen nochmals überdenken. Man muß sich wieder neu am Stoff wärmen. Es ist so wichtig, wie man anfängt, was vorher, was nachher gesagt werden muß; verpasse nicht den psychologischen Augenblick zum Aufhören und hänge doch ja keine Moral hinten dran. Gib dem Kirchturm während des Erzählens die angemessene Höhe und die bestimmte Richtung nach oben, dann brauchst du nicht zum Schluß durch einen Turmbau zu Babel noch alles zu Fall zu bringen. Wende zur Wiedergabe von Gesprächen die direkte Redeweise an. Manche Lehrerin sitzt zum Erzählen auf ein Schülerpult, möglichst nahe zu den Kindern, und will dadurch schon äußerlich dokumentieren, daß sie ganz zu ihnen gehört. Aber es genügt nicht. Man muß innerlich vom Throne herunter. Der Dichter Hagenbach sagte :

« Herunter, liebes Herz, herunter von dem Stuhle !
Herunter zu dem Kind in seine eigne Schule ! » —

Daran liegt es eben. Man lernt das gute Erzählen wohl nicht im Seminar, sondern bei den Kindern. Man muß spüren, unter welchen Worten sich das Kind noch nichts vorstellen kann, welche Gemütsbewegungen ihm noch fremd sind, zu welchen sittlichen Antrieben es noch keine genügende Kraft besitzt, und für welche geistig-seelischen Komplikationen die tragbare Unterlage noch nicht geschaffen ist. Nun genügen aber diese Feststellungen des kindlichen Fassungsvermögens nicht. Sie müssen begleitet sein von dem Bestreben, weiterzuführen, höherzubauen. Das Kind will von uns keine Geschichte, wie ein Kind sie ihm erzählen würde. Es will eine Geschichte von Erwachsenen. Das Empfinden, höher hinauf zum Erzähler empor gehoben zu werden, gehört mit zum Glücksgefühl, welches den kleinen Zuhörer erfüllen soll. So ist es dem guten Erzähler beschieden, das lauschende Kind bei der Hand zu nehmen und es Schritt für Schritt hinaufzuführen, Stufe um Stufe jenes Berges zu erklimmen, der es von Erkenntnis zu Erkenntnis, von Klarheit zu Klarheit führt. Das Wichtigste scheint mir aber der Goethe-Vers zu enthalten :

« Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht. »

Wir müssen uns nochmals klar werden, daß uns durch das Mittel des Erzählens etwas ganz Großes in die Hand gelegt worden ist. Eine wunderbare Macht. Der Mensch kann durch sein Sprachvermögen, seine Mitteilungsgabe, seinen Ausdruckswillen, seine Gestaltungskraft, etwas, das in ihm lebt, in das Denken und Leben eines andern Menschen hineinragen. Dort kann es Heil oder Unheil wirken. Ist dieser andere Mensch ein Kind und wir seine Erzieher, denen es zu seiner geistigen Pflege anvertraut ist, so ist unser Erzählen das Baumaterial zu seinem geistig-seelischen Gebäude. Wenn auch der Stoff, den wir durch das Erzählen übermitteln, nicht in uns geboren worden ist, so geht er doch durch uns hindurch. Er wird auf seinem Weg durch uns profanisirt oder aber veredelt. Wir können nicht verhüten, daß er sich irgendwie mit unserm Wesen vermengt. Er wird eben unser Eigenbild mit widerspiegeln. — Wird eine Geschichte wiedergegeben von einem Menschen, dessen Grundstimmung Ehrfurcht allen göttlichen Dingen gegenüber ist, der von Liebe und Brudersinn getragen wird, dem Dankbarkeit, Zufriedenheit, Sauberkeit und Ehrlichkeit eigen sind, so wird eben das Erzählte etwas davon an sich tragen und weiter wirken. Das Kind wird aus

unserer Stimme, aus unsern Augen, unserm Gesichtsausdruck und Gebaren heraus spüren, woraus wir schöpfen. — Es hat noch keinen Widerstand und kann sich nicht wehren gegen alles, was ihm in unedlem, unechtem Sinn geboten wird; deshalb seien wir uns der Verantwortung doppelt bewußt. Es gibt ja in unserm Berufsleben wohl nichts Schöneres als die Augenblicke, da wir vor unsern Kindern sitzen und bei unserm Erzählen spüren dürfen, wie alle Augen auf uns gerichtet sind, wie alle Seelen sich uns geöffnet haben, wie alle Herzen uns entgegenschlagen, um durstig zu trinken, was wir ihnen zu bieten haben. Aber wer wollte dabei nicht das Bangen gespürt haben — das Gefühl der eigenen, großen Unzulänglichkeit! Wie stehe ich diesem Aufnahmewillen gegenüber? Kann ich den Durst löschen? Kann ich klares Wasser geben? Es ist ja nichts in mir drin. Ich bin so leer, so arm, so sehr beschäftigt mit allem, was mich belastet, was unsere ganze Generation belastet. — Liebe Kolleginnen, ich glaube, gerade da sind wir am rechten Ort, beim rechten Ausgangspunkt. Wer nicht hat, der macht sich auf die Suche. Ihm wird gegeben werden. Wen es dünkt, er sei niemand, der bekommt zu spüren, daß eines andern Kraft in ihm mächtig sein kann.

Magst du vielleicht in letzter Zeit nicht mehr recht aus Herzenslust erzählen? Bist du zu müde? Oder glaubst du in der Hast des Tages, du habest nicht mehr Zeit dazu? Bedenke: Wenn vor deiner Türe ein hungerndes und frierendes Geschöpf steht, so wirst du es ganz sicher sättigen und wärmen. Sei gewiß, daß in deiner Schulstube gerade jetzt in unserer schwer belasteten Zeit, die an unsern Kindern kaltschnauzig vorüberhastet, Kindlein sitzen, die innerlich hungern und frieren, ja oft bitterlich hungern und frieren, auch wenn sie durch ihren Übermut und ihr Wüsttun gar nicht danach aussehen. Du wirst sie nicht wollen hungern und frieren lassen. Vertiefe dich liebend in sie, und es werden in dir die reichen Quellen aufspringen, die ihm den Durst löschen, es wird in dir das Feuer brennen, an dem sie ihre Herzen wärmen können.

«Ich hab' die Heimat lieb!»

H. Brack, Frauenfeld

(Beispiele aus dem «staatsbürgerlichen Unterricht» an einer Mädchenklasse) Fortsetzung

2. Ich bin ein Schweizermädchen

Der Heimatschein sagt uns, was die Heimat *uns* schuldig ist; aber er sagt nichts von dem, was wir *ihr* schuldig sind. Das hätte ja auf einem so kleinen Stück Papier nicht Platz. Die Pflichten des Schweizerbürgers gegenüber seinem Land stehen denn auch anderswo geschrieben, und davon reden wir ein andermal miteinander. Aber offenbar sind wir ihm noch etwas schuldig, was über die Gesetze hinausgeht. Konrad Ferdinand Meyer hat diese gewiß bis in alle Einzelheiten gekannt und gehalten; und doch gibt er sich damit nicht zufrieden, sondern fragt in seinem Gedicht Firnelicht: Was kann ich für die Heimat tun, bevor ich geh im Grabe ruhn? Er möchte ihr danken für etwas Unschätzbares, das sie gegeben, ihm geschenkt hat. Sie hat ihm ja «das große, stille Leuchten» geschenkt. Er hat den Glanz der Schneeberge nicht nur mit den Augen geschaut, wie man sich an etwas Funkelndem und Schimmerndem freut, sondern er hat die Unbeflecktheit und Klarheit dieser Firnenwelt in seine Seele aufgenommen, sie hat sich mit